

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 1

Artikel: Der Wille zu einer schweizerischen Kultur
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

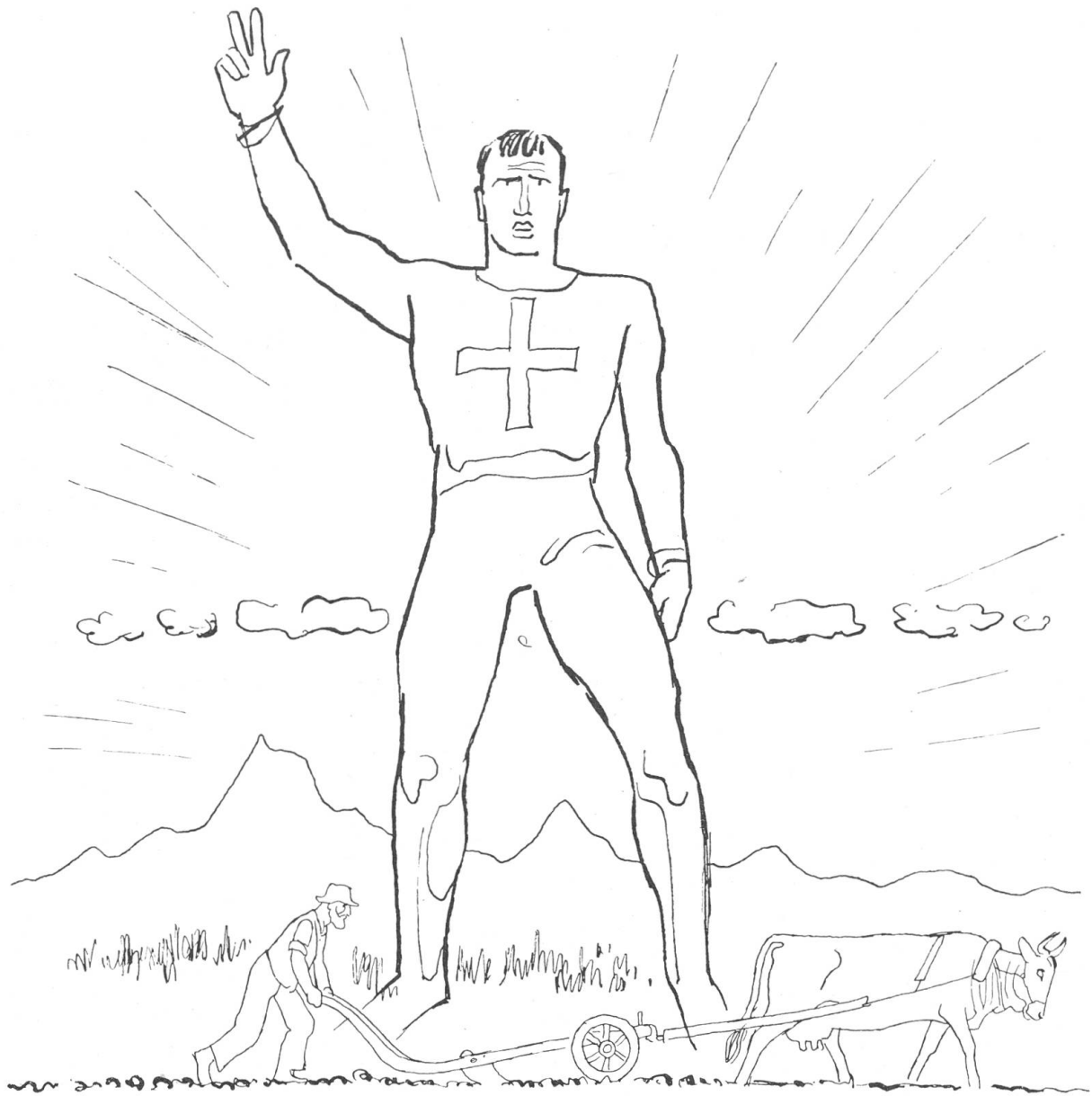
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Wille zu einer schweizerischen Kultur

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von
H. Tomamichel

Die Macht des Kinos

Unser Volk ist Ehrungen von Zeitgenossen durchaus abgeneigt. Die triumphalen Empfänge, welche beliebten Politikern oder Sportgrössen im Ausland häufig bereitet werden, sind bei uns selten. Es ist schwierig, zur Geburtstagsfeier eines all-

gemein verehrten Universitätsdozenten auch einen nur einigermaßen passablen Fackelzug zusammenzubringen, selbst wenn die Fackeln gratis geliefert werden.

Es gibt aber Ausnahmen von der Regel. Wenn ein berühmter Filmschauspieler oder eine Diva unser Land mit ihrem Besuch beglücken, werden sie am Bahnhof gelegentlich von solchen Menschenmengen erwartet, dass ein polizeilicher Ordnungsdienst eingesetzt werden muss. Die Popularität, welche die grossen Kinostars bei manchen Schichten der Be-

völkerung geniessen, ist fast unvorstellbar. Sie sind die Vorbilder für Tausende und Abertausende geworden. Mehr oder weniger gelungene Nachahmungen von Greta Garbo laufen zu Hunderten in unserem Lande herum.

Dass Menschen, mit denen man sich in dem Mass indentifiziert, einen tiefen Einfluss auf den Lebensstil und dadurch indirekt auf das Fühlen und Denken unseres Volkes haben, liegt auf der Hand. Der Kino übt einen Einfluss auf unser Volk aus, der nur mit demjenigen der Schule oder Presse verglichen werden kann.

In den meisten Ländern kennt man die Macht dieses Instrumentes und stellt es bewusst in den Dienst der kulturellen und politischen Propaganda. Die Wochenschau-Filme, die wir zu sehen bekommen, stehen ausnahmslos unter dem Einfluss der betreffenden Regierungen. Auch der Spielfilm dient der bewussten Propaganda, wenn auch in getarnter Form. Die in Russland hergestellten Spielfilme sind alle mehr oder weniger deutliche Verherrlichungen des Kommunismus. Auch in Italien und in Deutschland wird kein Unterhaltungsfilm gedreht, der nicht die Ideen des herrschenden Regimes vertritt oder ihnen wenigstens nicht widerspricht. Der internationale Film, wie er aus Hollywood kommt, ist zwar politisch neutral, aber auch er vertritt zum mindesten eine Lebensanschauung, die mit unserer schweizerischen Tradition nicht in Einklang steht, eine erotische Moral, die mit derjenigen, welche der Pfarrer am Sonntag predigt, nicht mehr viel zu tun hat. Der Film wirkt also im Sinn einer geistigen Überfremdung.

Wie sich verteidigen?

Es ist deshalb kein Zufall, dass der Bundesrat als erste wichtige Massnahme der geistigen Landesverteidigung die Schaffung einer schweizerischen Filmkammer angeregt hat, einer Organisation, welche diesen Übelständen auf den Leib rücken

soll. So notwendig und erfreulich diese Schaffung ist, so zeigt sich doch gerade in diesem Falle sehr deutlich die ganze Problematik einer möglichen schweizerischen Kulturpolitik. Wie wird die neue Filmkammer die Filme, welche unsere Eigenart schädigen, fernhalten können? Doch nur vermittels einer Zensur. Das Wort « Zensur » ist zwar in der bundesrätlichen Botschaft aus wohlweislichen Gründen schämig vermieden worden. Man muss sich aber ganz klar sein, dass hier des Pudels Kern liegt. Praktisch wird die Haupttätigkeit der Filmkammer darin liegen, dass sie sämtliche Filme, die eingeführt werden, einer Vorzensur unterwirft.

Über die Möglichkeiten und Grenzen einer Zensur wollen wir uns aber keine Illusionen machen. Es liegt im Wesen der Zensur, dass die Maschen ihres Netzes einerseits zu eng und andererseits zu weit sind. Zweifellos wird eine solche Behörde einen ausgesprochen nationalsozialistischen oder bolschewistischen Propagandafilm, der eine Lächerlichmachung der Demokratie enthält, verbieten. Aber ein vom gleichen Geist erfüllter Kasernenschwank, der gerade wegen seiner scheinbaren Harmlosigkeit viel gefährlicher wirkt, wird wahrscheinlich unbeanstandet durchschlüpfen. Ein realistischer amerikanischer Gangsterfilm, bei dem es vom ersten bis zum letzten Moment knallt, wird sicher verboten werden. Ein französischer Film, der viele Szenen aus dem Vieux Port von Marseille enthält, wird als unmoralisch abgelehnt werden. Wenn aber die Verherrlichung des Kokottenideals durch einen pseudokünstlerischen Wiener Schmusfilm mit Walzereinlagen erfolgt, wird es für eine Zensurbehörde schwierig sein, ein Verbot auszusprechen.

So verhält es sich auf dem ganzen Gebiet der geistigen Landesverteidigung. Mit negativen Abwehrmassnahmen polizeilicher Natur lässt sich sehr wenig erreichen, handle es sich um Film, Presse oder Buch. Man schüttet höchstens das Kind mit dem Bad aus. Viel wichtiger,

aber auch viel schwieriger, ist die Aufgabe, den Abwehrwillen der Bürger zu stärken, das heisst den schweizerischen Kulturwillen zu fördern.

Unsere Bundesväter stehen hier vor ähnlichen Problemen wie sie allen Erziehern gestellt sind.

Die Eltern, welche ängstlich darum bemüht sind, von ihren Kindern jeden schlechten Einfluss fernzuhalten, verbittern diesen durch eine übermässige Freiheitsbeschränkung das Leben, ohne viel zu erreichen. Man kann die Kinder nicht in einem Glashaus aufwachsen lassen. Man kann nicht verhindern, dass viele schlechte Einflüsse auf sie eindringen. Aber man kann versuchen, ihren Charakter so zu festigen und den Willen zum Guten so zu stärken, dass ihnen diese gefährlichen Einflüsse nicht mehr viel anhaben können.

Wenn unser Volk vom festen Willen zum Schweizertum beseelt ist, wird es in der Lage sein, schädliche Filmeinflüsse selbst abzuwehren, sei es, dass es diese Filme nicht besucht, oder dass es sich gegen deren schädliche Wirkungen immunisiert.

An diesem Abwehrwillen fehlt es heute, und das ist der Grund, warum wir uns überhaupt mit geistiger Landesverteidigung befassen müssen. Die Amerikaner oder die Engländer haben das nicht nötig. Der Engländer ist nicht in seinem Engländertum bedroht. Für ihn besteht keine Gefahr, dass er sich plötzlich aufgibt, dass er aufhört, Engländer zu sein.

Bei uns aber ist diese Gefahr eine Tatsache. Wir sind der geistigen Überfremdung in hohem Mass ausgesetzt. Nicht nur, weil wir ein kleines Land im Brennpunkt Europas sind, sondern weil bei uns weiten Kreisen der Wille zum Schweizertum fehlt.

Ein äusserer Beweis ist unsere geringe Assimilationskraft. Wenn ein Landsmann von uns nach zweijährigem Aufenthalt aus den Vereinigten Staaten zurückkommt, so fällt es jedem auf, wie sehr er sich in dieser kurzen Zeit veramerikanisiert hat. Jeder Einwanderer in Amerika gerät in diesen Schmelztiegel.

Die Luft ist wie mit unsichtbaren Strömen geladen, die eine Strukturwandlung zur Folge haben. Die Amerikaner sind mit einer ungeheuren Leidenschaft für ihre Eigenart erfüllt, der sich niemand entziehen kann. Auch Frankreich assimiliert die Ausländer sehr rasch. In der Schweiz aber erleben wir das merkwürdige Schauspiel, dass Ausländer, die dreissig Jahre hier leben, noch so aussehen und denken und fühlen, als wären sie erst gestern vom Bahnhof gekommen.

(Natürlich gibt es auch viele andere Fälle. Wir kennen genug Beispiele, wo Papierschweizer in viel höherem Mass von echtem Schweizergeist erfüllt sind als manche Eidgenossen, deren Vorfahren wirklich bei Morgarten gekämpft haben.) Auf der andern Seite kommt es nicht selten vor, dass der Assimilationsprozess sogar nach zwei Generationen noch nicht vollzogen ist.

Das ist nicht die Schuld dieser Ausländer, das ist unsere Schuld. Wir glauben offenbar nicht genug an unsere Eigenart und können sie deshalb nicht übertragen.

Unsere Mutter heisst nicht Germania

Viele Schweizer gehen sogar so weit, zu behaupten, eine schweizerische Eigenart sei erstens nicht vorhanden und zweitens nicht wünschbar. Die Theorie ist folgende: «Die Schweiz», sagt man, «besteht eigentlich aus drei Nationen, aus Deutschen, Franzosen und Italienern, die sich zu einem Staate zusammengeschlossen haben. Kulturell, das heisst auf dem ganzen nichtpolitischen Gebiet, sind wir Deutsche, Franzosen und Italiener.»

Diese Theorie wird zum Beispiel von Thomas Mann vertreten, welcher die deutsche Schweiz als kulturellen Teil Deutschlands betrachtet, wobei er uns allerdings das Kompliment macht, wir hätten das echte deutsche Wesen besser bewahrt als die Deutschen selbst, die es gegenwärtig verleugneten. Diese Auffassung ist bei einem Ausländer nicht verwunderlich, verwunderlich ist aber, dass sie von einem grossen Teil der Intellek-

tuellen unseres Landes geteilt wird. Bundespräsident Motta hat einmal gesagt: « Wir sind um so bessere Schweizer, je bessere Deutsche, Franzosen und Italiener wir sind » (er meint im kulturellen Sinn).

Man muss sich nun ganz klar sein: auf Grund dieser Auffassung ist jede geistige Landesverteidigung sinnlos. Wenn es keine schweizerische Eigenart gibt, dann kann man auch keine solche schützen.

Zur Stützung der Theorie, die Welschschweizer seien « eigentlich » Franzosen, die Deutschschweizer « eigentlich » Deutsche, muss, wie immer in solchen Fällen, die Geschichte herhalten. « Die welsche Schweiz », so behauptet man, « ist, wie Frankreich, von der romanischen Rasse, die deutsche Schweiz, wie Deutschland, von der germanischen Rasse bewohnt. »

Diese primitive und grundfalsche Geschichtsauffassung ist wieder nicht nur im Ausland verbreitet, sondern sie spukt in den Köpfen zahlloser Mitbürger. Nun sollte man doch eigentlich von der Primarschule her wissen, dass doch keine Rede davon ist, dass wir Deutschschweizer ausschliesslich oder auch nur hauptsächlich germanisches Blut in unsern Adern haben. Als die Alemannen bei uns einwanderten, war das Land doch bereits besiedelt, und es fand eine intensive Vermischung mit den bereits vorhandenen Römern und Kelten statt. Die keltische Bevölkerung, die durchaus nicht ausgerottet wurde, war ausserordentlich zahlreich. Cäsar schätzte die Zahl der Helvetier mit ihren Bundesgenossen auf 365,000 Köpfe, eine sehr grosse Zahl, wenn man bedenkt, dass die Helvetier nur einen Teil der heutigen Schweiz bewohnten und dass diese im 15. Jahrhundert nur etwa eine Million Einwohner hatte.

Neue Forschungen haben ergeben, dass viele Sitten und Gebräuche, Ortsbezeichnungen, ländliche Bauformen, die wir bis jetzt als germanisch betrachteten, in Wirklichkeit von den Kelten stammen.

Was übrigens die germanische Ein-

wanderung betrifft, so blieb sie durchaus nicht auf die deutsche Schweiz beschränkt, sondern die Germanen sind auch in die heutige welsche Schweiz, wo angeblich die « romanische » Rasse wohnen soll, eingedrungen. Diese simplifizierte Rassen-theorie hält also auch einer oberflächlichen Prüfung nicht stand.

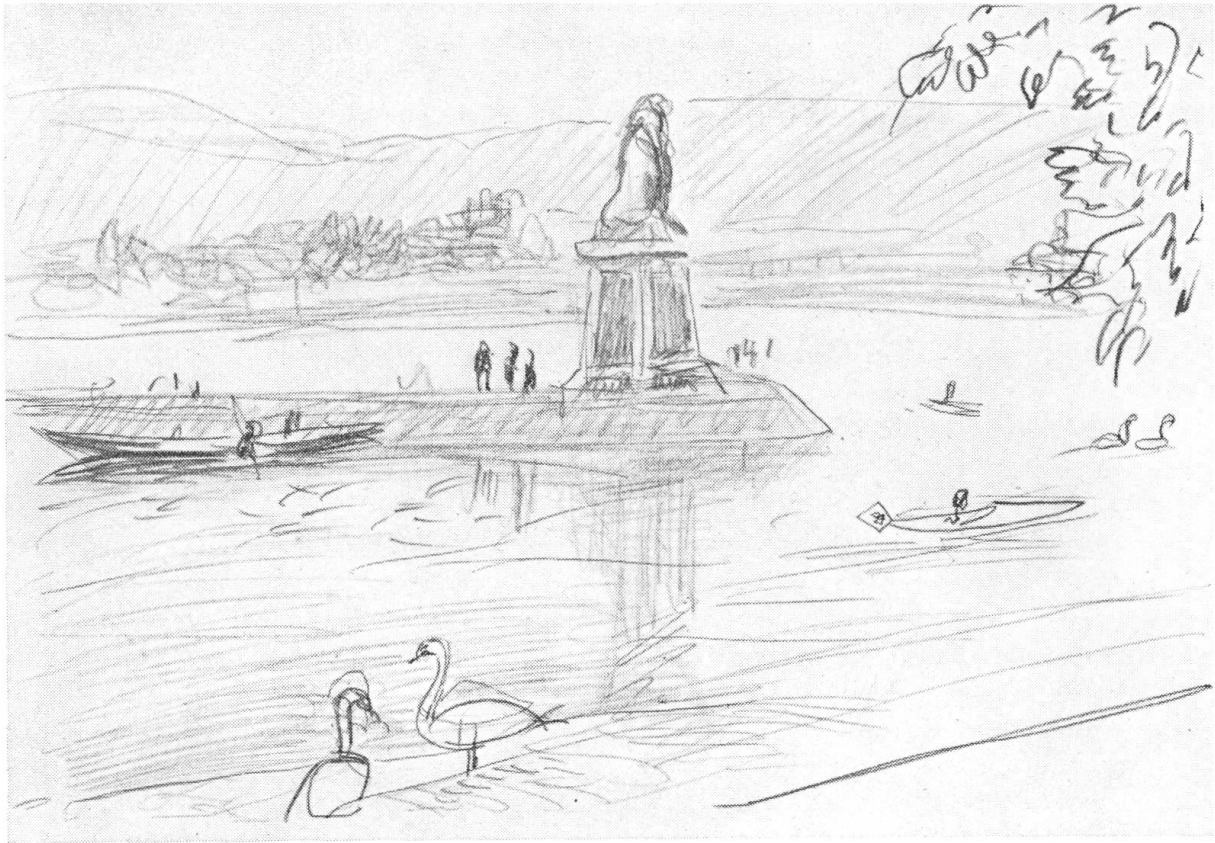
Aber sei dem wie ihm wolle, die Rassen sind ja auch nicht vom Himmel gefallen, sondern allmählich entstanden. Nicht das Blut, sondern Blut, Boden und Geschichte bilden ein Volk. Auf jeden Fall zeigt doch die einfachste Beobachtung, dass wir Deutschschweizer schon äusserlich keine Deutschen sind. Wer einigermaßen Beobachtungsgabe besitzt, kann den Deutschen und den Deutschschweizer, und den Welschen und den Franzosen schon äusserlich (nicht an der Kleidung, sondern an den Gesichtszügen, Bewegungen usw.) auseinander halten. Natürlich haben wir alle zwei Augen, zwei Ohren, einen Mund und die Nase mitten im Gesicht, natürlich handelt es sich nur um Nuancen, aber darauf kommt es in diesem Zusammenhang an.

Sei unsere Abstammung wie sie wolle, wir sind heute keine Franzosen, wir sind keine Deutschen, wir sind Schweizer, innerlich und äusserlich. Schweizerisch sind unsere Lebensformen, schweizerisch ist auch unsere Kultur.

Was heisst schweizerisch?

Ich habe letzthin folgenden Versuch gemacht: Ich legte einer Anzahl von Personen verschiedene deutsche und schweizerische Werbedrucksachen vor, und zwar nur die Illustration, so dass man nicht erkennen konnte, um welches Produkt es sich handelte, und bei den Zeichnungen selbst wurde darauf geachtet, dass nicht schon bestimmte Äusserlichkeiten, Trachten usw. auf die verschiedene Herkunft hinwiesen. In den meisten Fällen konnte der Befragte die schweizerische Zeichnung von der deutschen Zeichnung sofort auseinanderhalten. Er erkannte sie am Stil.

Wenn schon in der weitgehend inter-



Ernst Morgenthaler

Bleistiftzeichnung

national eingestellten kommerziellen Reklamegraphik ein nationaler Stil erkannt werden kann, so muss es doch auch möglich sein, im Gebiet der Kunst und Literatur einen Ausdruck unserer schweizerischen Eigenart zu finden. Ein Maler wie Hodler ist ein typisch schweizerischer Maler. Es geht einfach nicht an, ihn dem deutschen oder französischen Kulturkreis einzuordnen. Auch unsere gegenwärtige Malerei hat eine ausgesprochene Eigenart. Sicher sind unsere jungen Schweizer zur Zeit stark von den Franzosen beeinflusst, aber die Art und Weise, wie diese französischen Einflüsse assimiliert wurden, ist doch typisch schweizerisch. Der unvoreingenommene Besucher einer schweizerischen Kunstaussstellung würde diese am Stil sofort als schweizerisch erkennen, auch wenn keine Namen von Künstlern angeschrieben wären. Es geht auch nicht an, einen Gotthelf, dieses

typisch schweizerische Genie, das unsere Eigenart wie kein anderer künstlerisch gestaltete, einfach als deutschen Schriftsteller zu bezeichnen.

Natürlich ist bei stilkritischen Untersuchungen der nationale Gesichtspunkt nicht immer der gegebene. Die grossen Stilgruppen decken sich nur in den wenigsten Fällen mit nationalen Einheiten. Aber insofern die nationale Eigenart den Stil bestimmt, gilt das auch für die Schweiz.

Bei uns gehen aber viele so weit, dass sie in unserer Kunst nicht nur keine schweizerische Eigenart, kaum eine Nuance erkennen wollen, dass sie krampfhaft bestrebt sind, die schweizerische Kunst nur als Anhängsel der deutschen, italienischen und französischen zu erklären, sie übersehen sogar die Kunstleistungen überhaupt. « Wir Schweizer », hört man sagen, « sind halt ein amüsantes

Völklein. » Man setzt sich selbst herab, man ignoriert das künstlerische Schaffen, das seit Jahrhunderten auf unserm Boden erfolgte.

Als letztes Jahr der internationale Kunstkongress in der Schweiz stattfand, waren alle ausländischen Besucher erstaunt über die Reichhaltigkeit des schweizerischen Kunstgutes. Auch die gebildeten Schweizer besitzen davon kaum die oberflächlichsten Kenntnisse. Man macht Reisen nach Venedig, Brügge, Rottenburg; die eigenen Kunstdenkmäler kennt man nicht.

An einer Prüfung an der Ecole des beaux arts in Paris wurde ein schweizerischer Kandidat über Niklaus Manuel und Urs Graf befragt. Siehe da, der junge Mann, Abiturient einer schweizerischen Mittelschule, hatte diese Namen überhaupt noch nicht gehört.

Mit der Kenntnis der Literatur steht es nicht viel besser. Man bestaunt das Volk der Dichter und Denker, von der eigenen Literatur aber hat man nur oberflächliche Kenntnisse. Bei vielen Familien des schweizerischen Bürgertums stehen sämtliche deutschen Klassiker, also alle diese Autoren, die man per Laufmeter kauft, in kompletten Gesamtausgaben auf den Bücherregalen. Einen Gotthelf, dieses grosse einzigartige epische Genie, das nur mit einem Balzac vergleichbar ist, sucht man umsonst.

Zahlreich sind diejenigen Gebildeten, welche in der deutschen Lyrik ausgezeichnet zu Hause sind, welche aber einen Meinrad Lienert, einen Lyriker, der von keinem Zeitgenossen übertroffen wurde, nie gelesen haben.

Mit Bewunderung blicken wir auf die sogenannten grossen Deutschen. Die grossen Männer aber, die wir hervorgebracht haben, kennen wir kaum. Pestalozzi bedeutet den meisten Nichtpädagogen nicht viel mehr als die vage Erinnerung an die verschwommene Reproduktion eines Denkmals. Man spricht vom « *génie français* », aber vom « *génie suisse* » spricht niemand, obwohl wir Männer hervorgebracht haben wie einen

Pestalozzi, einen Gotthelf, einen Hodler, welche unsere nationale Eigenart verkörpern und gleichzeitig zu den ganz grossen Geistern der Weltgeschichte gehören. Um von den Zeitgenossen zu sprechen: der wohl bedeutendste zeitgenössische Philosoph Paul Häberlin ist ein Schweizer. Nur die Schweiz konnte ihn in dieser Prägung hervorbringen. Wie wenige kennen ihn!

In der Schule hören wir, dass sogar unser Nationaldrama « Wilhelm Tell » von einem Deutschen gedichtet wurde. Die allerwenigsten kennen das Urner Tellenspiel, dieses grossartige Volksdrama aus dem Mittelalter, dem Schiller die wesentlichen dramatischsten Szenen entnommen hat.

Die « New York Times Book Review » schrieb vor einiger Zeit: « Wenn wir an schweizerische Literatur denken, denken wir ähnlich wie in bezug auf die schweizerische Flotte, als nicht existierend, und wir irren uns nicht. Sicher sind die Schweizer das unliterarischste Volk Europas. Ihr Gestaltungswille äussert sich in Käse, Schokolade und Hotels, aber nicht in Literatur. »

Dass uns das Ausland so falsch beurteilt, ist bedauerlich, dass es aber viele unter uns gibt, welche das Kulturschaffen des eigenen Landes nicht viel höher einschätzen, ist beschämend.

Nur der, welcher sucht, kann finden. Wer die schweizerische Eigenart nicht sehen will, kann sie auch nicht erkennen. Es braucht guten Willen, und an dem fehlt es. Jeder, der diesen guten Willen hat, müsste doch fühlen, dass wir keine Franzosen, dass wir keine Deutschen sind! Steht uns Deutschschweizern ein Waadtländer oder ein Bündner nicht unendlich viel näher als ein Reichsdeutscher?

Dass sich das Schweizertum nicht definieren lässt, ändert daran nichts, deswegen ist es doch da. Auch das Wesen des Deutschtums, des Franzosentums lässt sich ja sehr schwer in Worte fassen, und doch wird niemand das Vorhandensein der deut-

schen, französischen oder englischen Eigenart bestreiten wollen. Mit der Aufzählung einzelner Eigenschaften kommt man nicht weit. Was das Charakteristische eines Individuums ausmacht, sind weniger einzelne Eigenschaften als eine bestimmte Kombination von Eigenschaften. So ist es auch mit den Nationen.

Was die Erfassung der schweizerischen Eigenart so schwierig macht, ist der Umstand, dass unsere Kultur föderalistisch, dass unsere Eigenart in den Kantonen und Gemeinden verankert ist. Es gibt Zürcher, Basler, Berner, Genfer, aber es gibt nicht einen Einheitsschweizer, wie es zum Beispiel einen standardisierten Amerikaner gibt. Aber deswegen gibt es trotzdem eine schweizerische Eigenart. Dass die Basler von den Zürchern und diese von den Bernern wesentlich verschieden sind, heisst doch nicht, dass sie Deutsche seien.

Ein chinesischer Philosoph hat das Wort geprägt: « Wenn du mich fragst, weiss ich es nicht, wenn du mich nicht fragst, weiss ich es. » So steht es auch mit der Beantwortung der Frage nach dem Wesen der schweizerischen Eigenart.

Dieses Schweizertum dringt nicht immer an die Oberfläche. Es lebt sozusagen in den untern Schichten des Bewusstseins. Aber deswegen ist es nicht weniger lebendig. Es ist da wie ein unterirdischer Strom, der die Quellen speist, mächtig, aber nicht sichtbar.

Die Gefahr der Überfremdung

Die unglückliche Theorie, wir hätten eigentlich keine Eigenart, eine restlose kulturelle Gemeinschaft mit unsern Nachbarländern sei selbstverständlich und erwünscht, hatte zur Folge, dass wir uns gegen die Überfremdung, die äusserliche und innerliche, lange Zeit viel zu wenig wehrten. Man erkannte die Gefahren gar nicht, denn vom eigenen Wesen kann man ja nicht überfremdet werden. So liessen wir es zu, dass die Zahl der Ausländer in unserm Land ins Ungemessene stieg. Während 1850 in der Schweiz erst 2,9 % Ausländer waren, stieg diese

Zahl 1910 auf 14,7 %. Vor dem Kriege war beinahe jeder fünfte Einwohner ein Ausländer.

Bei Kriegsausbruch wohnten in Zürich 62,000 Deutsche, in Basel 42,000 Deutsche, in Genf 38,000 Franzosen und 31,000 Italiener.

Heute leben in der Schweiz nur noch rund 350,000 Ausländer, zirka 9 % der Bevölkerung.

An unsern Universitäten und Mittelschulen wirkten zahllose fremde Lehrkräfte. Im Sommer 1914 kamen in Basel auf 50 Ordinarien 22 Ausländer, davon 20 Reichsdeutsche. An der juristischen Fakultät waren in jener Zeit von fünf ordentlichen Lehrstühlen vier in den Händen von Reichsdeutschen. Da man die Idee hatte, kulturell seien wir ja ohnehin Deutsche, sah man darin keine Gefahr.

Die 48er Emigranten drückten schon früher unsern Universitäten weitgehend ihren Stempel auf. Sie waren auch massgebend bei der Organisation unserer Mittelschulen im 19. Jahrhundert. Wir haben ihnen vieles zu verdanken. Man vergass aber, dass ihr Wirken für unsere nationale Eigenart sehr schädlich war, da sie meistens gar keine Beziehung zur Tradition unseres Landes hatten. Diese 48er Emigranten übten durchaus nicht immer den segensreichen Einfluss aus, wie die liberale Geschichtsschreibung eine Zeitlang behauptete. Viele von ihnen assimilierten sich nur scheinbar.

Kinkel, der Champagnergreis, wie man ihn in intimen Kreisen nannte, sagte einmal bei einem Bankett anlässlich eines Polenfestes in Rapperswil: « Sie, edle Polen, Sie haben kein Vaterland, aber auch ich habe keines. » Dabei hatte die Stadt Zürich ihm und seiner ganzen Familie kurz vorher das Bürgerrecht geschenkt.

Das Gesangswesen an den Mittelschulen lag fast traditionsgemäss in den Händen von Ausländern. Für den Reiz der schweizerischen Volkslieder hatten diese Zugewanderten begreiflicherweise kein grosses Verständnis. Überhaupt haben



Unbill der Zeit (1811).

Aus den Malerbüchern der Zürcher Künstlergesellschaft (Kunsthaus Zürich)

KÜNSTLER

O herbe Zeit, o schnödes Schicksal! Ist
 Es nicht genug, dass kein Mützen die Hand
 Dem Künstler freundlich reicht? Dass, wenn er
 Dem Ideal, das er sich liebend schuf, [auch
 Begeistert nachstrebt, er doch stets verkannt
 Im Finstern darbt? Ist es nicht genug,
 Dass, unbekümmert um die Gunst des Glücks,
 Er ämsig seiner Götterkunst nur lebt,
 Und ihrem Dienst die schwersten Opfer bringt?
 Jetzt soll er noch ihr ganz entsagen! Soll
 Den Pinsel, der ihm Zauberbilder schuf,
 Vertauschen gegen die Muskete! Soll,

Den sanften Musen und sich selber fremd,
 Im wilden Kriegsgewühl vergessen, dass
 Ihm eine edlere Bestimmung winkt!
 Vergessen und entsagen soll er, weil
 Nur rohe Kraft in diesen Tagen gilt!

OFFIZIER

Mach nur kein so dumm' Gesicht!
 Diesmal geht es anders nicht.
 Besser schmeckt doch Kommisbrot
 Als der bittre Hungertod!

TAMBUR

Hurtig, mir nach; Sey nicht dumm!
 Rumpum pumperbum pumperbum.

David Hess

die vielen deutschen Gesangslehrer und Gesangsdirigenten wesentlich dazu beigetragen, unserm Gesangswesen die nationale Eigenart zu nehmen und es zu jenem merkwürdigen Gebilde zu machen, das es heute ist. Alle diese Einwanderer betrachteten das Hochdeutsche selbstverständlich als die höhere Sprache und trugen wesentlich zur Verdrängung des Schweizerdeutschen bei.

Sehr gefährlich wirkte sich die Überfremdung auch in der schweizerischen Arbeiterbewegung aus. Ohne ausländischen Einfluss hätte vielleicht nie die Schwenkung zum Marxismus stattgefunden. Der Grütliverein stand noch auf nationalem Boden, dann aber gewannen die deutschen Genossen immer mehr Einfluss. Die schweizerische Sozialdemokratie kam immer mehr in das Schlepptau der deutschen, sicher nicht zu ihrem Vorteil.

Die deutschen Genossen brachten zum Beispiel einen sehr aktiven Hass gegen ihren eigenen Militarismus mit. Diesen übertrugen sie auf unser Volksheer. Sie erkannten nicht, dass die schweizerische Armee, ihrem ganzen Wesen und ihrer Aufgabe nach, immer etwas ganz anderes war als das deutsche Heer unter Wilhelm dem Zweiten.

So machte sich auf allen Gebieten eine unmerkliche Aushöhlung geltend. Wäre diese weiter geschritten, so hätte die Gefahr bestanden, zuletzt verschluckt zu werden. Wenn keine geistige Unabhängigkeit mehr da ist, keine kulturelle Eigenart zu schützen ist, was hat dann die politische Unabhängigkeit zuletzt für einen Sinn? Warum soll man an der Front etwas verteidigen, wenn gar nichts zum Verteidigen da ist!

Der Höhepunkt dieser kulturellen Überfremdung war wohl am Vorabend des Weltkrieges erreicht. Während des Krieges zeigte sich dann, dass viele Deutschschweizer offen für Deutschland Partei nahmen, viele Welschschweizer aber für die Entente, und es entstand jener furchtbare Graben, der die Schweiz in zwei feindliche Lager zu spalten drohte.

Und nun zeigte sich deutlich, dass die Theorie von der hundertprozentigen Kulturgemeinschaft mit der politischen Selbständigkeit einfach nicht zu vereinbaren war. Man kann den politischen Menschen nicht vom kulturellen Menschen trennen. Man kann nicht kulturell hundertprozentiger Deutscher und politisch hundertprozentiger Schweizer sein.

Politik und Eigenart

Der demokratische Gedanke ist, wie ich an dieser Stelle kürzlich ausführte («Demokratische Erziehung», im Augustheft des «Schweizer-Spiegels»), nicht nur auf die Politik beschränkt. Er ist nur dann wirksam, wenn er das ganze Leben wie ein Sauerteig durchdringt. Eine vollständige Kulturgemeinschaft mit einem Lande mit anderer Staatsform führt notwendigerweise zu einer Gesinnungsänderung. Das sah man deutlich während des Krieges. Da entdeckte man, dass die scheinbar neutrale Wissenschaft in Wirklichkeit gar nicht so neutral war, wie man geglaubt hatte. Gerade einzelne Schriftsteller und Wissenschaftler entpuppten sich in vielen Ländern als die erbittertesten Kriegshetzer. Wie heute diente Literatur, Wissenschaft und Pädagogik als Kriegsmittel. Man entdeckte, dass es durchaus nicht gleichgültig ist, welche politische Einstellung ein Dozent für Pädagogik oder Staatsrecht hat. Bei der Naturwissenschaft spielt die Nationalität eine kleinere Rolle. Es zeigte sich aber, dass es auch hier nicht gleichgültig ist, ob ein Schweizer oder ein Ausländer Inhaber des Lehrstuhles ist. Wir haben schon Professoren der medizinischen Fakultät gehabt, welche in ihren Vorlesungen einwandfrei waren, die sich aber trotzdem nicht eigneten, weil sie in den ihnen unterstellten Spitälern bei der Behandlung der Patienten Methoden einführten, die zu unsern demokratischen Sitten in krassem Widerspruch standen.

Heute ist bei einzelnen unserer Nachbarvölker das ganze Leben vollständig verpolitisiert. Wie kann man in

einem solchen Fall eine restlose Kulturgemeinschaft postulieren?

Als Beispiel möge die Grussform dienen. Die Art und Weise, wie man grüsst, ist sicher an sich eine unpolitische Angelegenheit. Heute ist aber in den faschistischen Ländern auch der Gruss zu einer politischen Demonstration geworden.

Man möchte denken, die Kleidung hätte nichts mit Politik zu tun. Man stelle sich aber vor, unsere jungen Leute würden anfangen, sich so zu kleiden, wie man sich heute in Deutschland kleidet! Sie würden damit, ohne zu wollen, einen Teil ihrer demokratischen Gesinnung aufgeben. In dem Kultus des Stiefels und der Gamaschen, wie er gegenwärtig in Deutschland betrieben wird, äussert sich eben eine ganz bestimmte politische Gesinnung.

*A la Mode Kleider, à la Mode Sinnen,
Ändert sich's von aussen, ändert sich's
von innen,*
sagt Logau.

Es ist nicht daran zu rütteln: ein Aufgeben unserer kulturellen Eigenart würde früher oder später zur Aufgabe unserer politischen Selbständigkeit führen. Es ist nur logisch, dass viele Verfechter dieser hundertprozentigen Kulturgemeinschaft immer etwa wieder mit dem Anschlussgedanken gespielt haben.

Liess sich doch ein Mann wie Gottfried Keller, an dessen Patriotismus sicher nicht zu zweifeln ist, unter dem Einfluss dieser Theorien anlässlich eines Abschiedsessens, das am 11. März 1872 zu Ehren des nach Strassburg berufenen Professors Gusserow stattfand, zu dem Ausspruch hinreissen: «Sobald das Deutsche Reich wieder Raum für demokratische Staatsgebilde hat, gehören seine Grenzpfähle auf den Gotthard.»

Aus dieser Gesinnungsverwirrung heraus ist es erklärlich, dass sich vor dem Kriege schweizerische Intellektuelle immer wieder die Frage stellten: Sind wir eine Nation? und in nicht seltenen Fällen mit einem Nein antworteten. So schrieb im 19. Jahrhundert der berühmte

Staatsrechtslehrer J. C. Bluntschli: «Die Deutschschweizer bleiben in ihrer ganzen geistigen Kulturbildung Angehörige der grossen deutschen Nation. Die politische Nationalität ist nicht stark genug und nicht so leidenschaftlich einseitig, um diese Kulturgemeinschaft zu durchbrechen und zu entzweien.»

Und bekannt ist der Ausspruch von C. F. Meyer, der schrieb: «Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewusstsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.»

Wie weit die Geister während des Krieges verwirrt waren, erkennt man heute rückblickend an der ungeheuren Entrüstung, welche die berühmte Rede Spittlers im Jahre 1915 erregte. Dabei sagte er etwas, das doch eigentlich jeder Patriot unterschreiben könnte, nämlich folgendes: «Die Deutschen sind unsere Nachbarn, die Welschen sind unsere Brüder. Der politische Bruder steht uns näher als der beste Nachbar.»

Abschiessen oder Öffnen?

Soll das nun heissen, dass unsere welschen Freunde sich vom französischen, die Tessiner vom italienischen Einfluss vollkommen freimachen, dass wir Deutschschweizer die Verbindung mit dem deutschen Kulturgebiet lösen sollen?

Davon kann keine Rede sein. Wir können uns nicht damit begnügen, am eigenen Daumen zu saugen. In einem kleinen Hause muss man die Fenster öffnen, sonst wird die Luft muffig.

Es handelt sich ausschliesslich um eine Frage des Masses. Wir wollen die fremden Einflüsse an uns herankommen lassen; aber wir wollen darauf achten, dass wir sie assimilieren können, dass sie uns nicht überfluten. Der fremde Einfluss darf nicht zu stark werden. Und diese Gefahr war vorhanden.

Es gibt im Leben eines Menschen Momente, wo er sich abschliessen, wo er allein sein muss, um nicht zu zersplittern, und es gibt andere Epochen, wo er mög-

lichst viel Verkehr pflegen, sich allen Einflüssen öffnen soll, weil er sonst erstarrt.

Ebenso verhält es sich mit den Nationen. Es gibt historische Momente, wo ein Land seine Grenzen weit öffnen und andere, wo es sich eher abschliessen muss. Was richtig ist, lässt sich nur für einen bestimmten historischen Zeitpunkt beantworten. Heute scheint es mir nötig, dass wir uns eher etwas abschliessen, mehr auf uns selbst besinnen.

Auch die Frage, mit welchem Nachbarn eine engere Verbindung gesucht werden muss, lässt sich nicht schematisch beantworten. Sobald der Einfluss eines einzelnen Nachbarstaates zu stark wird, muss er bekämpft werden. Es hat Zeiten gegeben, wo der französische Einfluss eine Gefahr für unsere Eigenart bedeutete. Es scheint mir, dass in den letzten hundert Jahren in der deutschen Schweiz der deutsche Einfluss zu stark war.

Die Gefährlichkeit des Einflusses hängt weitgehend von der geistigen Verfassung des betreffenden Nachbarn ab. Wenn die politisch vorherrschende Richtung des Nachbarlandes mit unsern Ansichten im grossen und ganzen in Übereinstimmung steht, so ist dieser Einfluss weniger schädlich, als wenn jene Grundhaltung der unsern entgegengesetzt ist. Ein demokratisches Frankreich ist für unsere welschen Freunde wahrscheinlich nicht gefährlich, ein bolschewistisches Frankreich könnte sehr gefährlich werden.

Der Einfluss des Nachbarlandes ist ausserdem um so ungefährlicher, je mehr sich dieses Land in einem statischen Zustand befindet, das heisst machtpolitisch gesättigt ist. Ein Nachbar, der von dynamischem Geist erfüllt ist, der die Tendenz hat, sich zu erweitern, ist natürlicherweise gefährlicher. Wir müssen uns ihm gegenüber in höherem Mass abschliessen. Um deutlich zu sein: es scheint mir im gegenwärtigen Moment nötig, den deutschen Einfluss in der deutschen Schweiz zurückzudämpfen.

Natürlich wollen wir nicht das Kind mit dem Bad ausschütten. Wir wollen uns

immer klar darüber sein, was wir der grossen deutschen Nation zu verdanken haben. Wie in der Vergangenheit, so muss uns das deutsche Geistesleben auch in der Gegenwart und in der Zukunft befruchten. Aber wir wollen achtgeben, dass die Erzeugnisse der deutschen Kultur nicht das trojanische Pferd bilden, in dessen Bauch Gedanken in unser Land eindringen, welche uns zum Verhängnis werden können.

Es ist durchaus nicht nötig, deswegen «deutschfeindlich» zu werden; wir wollen auch in Zukunft jedes Mannes Vaterland achten, aber das unsere (in vermehrtem Masse) lieben.

*

Ich bin gar nicht pessimistisch. Unser Volk ist kerngesund. Kaum ist die Gefahr akut geworden, sind auch die Abwehrkräfte erstarkt, weniger bei den Intellektuellen, die sich viel zu wenig getrauen, ihren gefühlsmässigen Einsichten nachzuleben, als bei dem sogenannten Volk. Unser Volk empfindet in seinem Kerne durchaus schweizerisch. Es macht nicht diese feinsinnigen Unterscheidungen zwischen kulturell und politisch. Es weiss, wir sind Schweizer und keine Deutschen und keine Franzosen und keine Italiener, wir sind politisch und kulturell Schweizer und wollen es bleiben.

Nur auf Grundlage dieser Geisteshaltung ist eine richtige geistige Landesverteidigung möglich.

Wir Gebildeten würden gut tun, in diesen Dingen mehr auf die Stimme des Volkes zu lauschen, jenes Volkes, von dem Pestalozzi schrieb: «Vaterland! Du bist das, was du bist, nicht durch die Gnade der Könige, nicht durch die Gewalt deiner Gewaltigen, nicht durch die Weisheit deiner Weisen. Du bist es durch deine Wohnstuben. Du bist es durch die in der Weisheit deines Volkes erhabene Kraft!»

Welche Massnahmen einer schweizerischen Kulturpolitik möglich sind, welche Gefahren dabei mitlaufen und wie diese überwunden werden können, darüber in einem nächsten Artikel.